

Ruth Gogoll

Wie sag' ich's meiner Freundin?

Sie öffnete die Tür. Sie sah Anna draußen stehen wie immer.

»Hallo –« Ihre Betonung auf dem »o« blieb in der Luft hängen.

»Hallo!« Kurze Vokale, Betonung auf der ersten Silbe. Eine geradezu fröhliche Begrüßung.

Anna beugte sich zu ihr herüber und wollte sie küssen. Sie drehte ihren Kopf zur Seite. Der Kuß, der für ihren Mund bestimmt gewesen war, landete auf ihrer Wange, fast schon am Hals. Sie drehte sich schnell um, um der Umarmung zu entgehen, die unweigerlich folgen mußte. Sie spürte das enttäuschte Gesicht in ihrem Rücken. Es machte ihr Angst und bedrängte sie.

Wie soll ich es ihr nur sagen? dachte sie – zum wieviel hundertsten Male in den letzten Wochen und Monaten? Aber sie muß es doch spüren! Ich behandle sie mit einer Kälte und Grausamkeit wie keinen anderen Menschen in meiner Nähe.

Sie wußte, daß es sinnlos war, in diese Richtung weiterzudenken. Anna würde es nicht spüren wollen. Also war es an ihr, auszusprechen, was eigentlich beide schon wußten. Keine von ihnen beiden konnte so leicht über ihren Schatten springen. Sie nicht, weil es ein Teil ihres Schutzmechanismus war, solche Entscheidungen zwar zu fällen, sie aber nicht eindeutig zu artikulieren, so daß die andere mit der Zeit gezwungen war, selbst die Initiative zu ergreifen. Das hatte bis jetzt auch immer funktioniert.

Aber hier, bei ihr, bei einer Frau, die in zwanzig Jahren Ehe und davor schon gelernt hatte, daß sie vieles aushalten mußte, bis es sich nach langer, langer Zeit – vielleicht! – änderte/lohnte, hatte das System versagt. Und würde es schätzungsweise auch weiterhin tun. Das war ihr in letzter Zeit immer klarer geworden, und sie hatte die Erkenntnis, die sie zum ersten Mal zwang, eine Trennung aktiv zu vollziehen.

Anna war hereingekommen, hatte ihre Sachen abgestellt, die Jacke ausgezogen und über den Stuhl gehängt. Gleich würde sie sich setzen.

Es war diese Selbstverständlichkeit, die ihr jetzt schon wieder fast die Luft zum Atmen nahm. Und doch – Annas Präsenz war Teil ihrer Persönlichkeit, die sie am Anfang auch gefangen genommen hatte, die ihr gefallen hatte. Jetzt war sie Teil ihres Problems.

Gefangen genommen – vielleicht war der Ausdruck gar nicht so falsch, vielleicht nicht nur im übertragenen Sinne richtig. Anna war eine Frau, die gefangen nahm, gefangen nehmen wollte, auch wenn sie es nicht merkte.

Ihr selbst war das alles fast zu schnell gegangen. Sie hatte nicht so viel Nähe gewollt – nicht so viel auf einmal. Aber plötzlich war das alles da. Die Nächte, die Tage, nur noch zu zweit, so oft es ging. Was war das für ein Gefühl gewesen am Anfang? Konnte sie sich daran noch erinnern? Sie wußte es nicht mehr genau. Eines war schön gewesen: daß sie endlich einen Menschen ganz für sich gehabt hatte. Eine Frau, die nicht noch eine Freundin zu Hause ließ, wenn sie zu ihr kam. Die nicht nach ein paar schönen Stunden wieder ging, in ihre Beziehung, ihren Alltag zurück. Und sie allein ließ. Allein mit ihren Problemen, allein mit ihrer Einsamkeit.

Aber sie hatte sich auch überrumpelt gefühlt. Sie – gerade sie, von der sicher viele gerade das Gegenteil glaubten – hätte von sich aus sehr viel länger gewartet, bis sie das erste Mal miteinander ins Bett gegangen wären. Ihr lag so sehr viel mehr an den Präliminarien. Nicht, daß sie nicht gern über Sex sprach, daran dachte, mit einer Frau schlief – ganz im Gegenteil. Aber sie war zu Anna gegangen, weil sie sich einmal wieder beschützt und geborgen fühlen wollte, weil sie sich gewollt fühlen wollte.

Und sie hatte es damals bei ihr gemerkt, so wie sie es auch bei vielen anderen vorher schon gemerkt hatte. Danach war nichts mehr so wie davor, und für viele bedeutete eine gemeinsam verbrachte Nacht ein Versprechen für ein gemeinsam zu verbringendes Leben. Dann war mit den nicht mehr gemeinsam verbrachten Nächten auch das gemeinsam verbrachte Leben vorbei. Wie oft hatte sie das schon erlebt.

So war sie nicht, sie, die Frau, die jetzt hier vor ihr saß, die sich nach einem Zögern, ob sie noch einmal eine Umarmung versuchen sollte, gesetzt hatte. Nein, sie wartete. Sie wartete auf einen Blick, sie wartete auf einen Kuß, sie wartete auf eine Berührung. Und auf das, was vielleicht danach kommen würde. Und was sie ihr schon so lange verweigerte, verweigern mußte, um die einzige Distanz zu wahren, die sie schützte. Die sie davor bewahrte, aufgefressen zu werden von dieser Liebe, von dieser Vereinnahmung.

Annas Umarmungen waren wie Fesselungen, bei denen sie sich nach einiger Zeit selbst nicht mehr spürte. Konnte sie ihr das sagen? Es würde sie verletzen – so wie alles andere, was sie ihr sagen mußte. Sie wäre so gern zu ihr hingegangen, hätte sie in den Arm genommen, ihr gesagt, wie gern sie sie immer noch mochte. Aber sie wußte, daß das die Situation nur verschlimmern würde – für sie beide. Anna konnte nicht unterscheiden zwischen dieser grundsätzlichen Zuneigung, der Sympathie für sie, und dem, was sie Liebe nannte. Eine Liebe, die nur auf eine Person bezogen sein konnte, und das war sie. Diese erdrückende Art von Liebe, die vielleicht für eine Ehe die richtige Voraussetzung war, aber nicht für eine gleichberechtigte Beziehung, die auch für andere offen sein sollte. Eine Beziehung, die Ansprüche und Erwartungen auf verschiedene Personen verteilte und sie nicht auf eine konzentrierte.

Aber da war sie wieder an dem Punkt, an dem sich alles im Kreise drehte. Eine gleichberechtigte Beziehung – gab es die überhaupt? War das nicht nur ein Trugbild, ein unerfüllbarer Wunsch? Sie wußte es nicht, und das war nicht die einzige Frage, auf die sie gern eine Antwort gehabt hätte. Wie konnten Menschen miteinander leben, Menschen, die sich mochten, die einander liebten, ohne all diese so wohlbekanntenen Ansprüche aneinander zu stellen? Vielleicht mehrere miteinander – nicht dieses eins zu eins. Aber das würde sie Anna nie klarmachen können. Sie war sicher eine

ungewöhnliche Ehefrau gewesen, als sie noch in ihrer Ehe lebte, aber sie hatte auch all das zwanzig Jahre lang geübt, was einer Beziehung zum Verhängnis werden mußte.

Sie stand immer noch da und sah zu Anna hinüber, ohne sie wirklich wahrzunehmen. Sie hätte jetzt gern eine Zigarette geraucht, aber die Packung lag auf dem Tisch und da saß Anna. Und sie mußte die Entfernung noch eine Weile aufrechterhalten. Die räumliche – , um die innerliche nicht zu verlieren. Sie versuchte zu lächeln.

»Möchtest du einen Kaffee?« Sie wußte, daß Anna sich ganz etwas anderes wünschte. Aber sie mußten eine Ebene finden, die das Reden erlaubte.

Anna nickte. »Ja, gern.« Sie erhob sich schon fast.

»Nein, bitte, bleib sitzen!« Das war typisch Anna. Sie konnte sich einfach nicht bedienen lassen. Sie, die Mutter, die immer sprang, wenn eines ihrer Kinder sie rief. Auch jetzt versuchte sie die Bewegung zu vollenden und aufzustehen. »Bitte, bleib jetzt da und laß mich das machen!« Sie merkte, wie der Ärger schon wieder in ihr hochstieg, kaum daß fünf Minuten vergangen waren. Und gleichzeitig schämte sie sich dafür. Anna war die liebevolle Fürsorge in Person. Das konnte sie ihr doch nicht vorwerfen! Aber was war, wenn sie diese Fürsorge, dieses Wie-ein-Kind-umsorgtwerden nicht mehr wollte? Gab es dann eine Alternative dazu?

Sie drehte sich ganz um und bereitete den Kaffee vor, froh, Annas Gesicht für einen Moment nicht betrachten zu müssen. Kaum wurde sie sich dessen bewußt, nagte ihr schlechtes Gewissen an ihr. Anna hatte ihr doch nichts getan. Wie konnte sie sie so behandeln? Nein, Anna hatte ihr nichts getan – nichts, außer sie zu lieben und mit dieser Liebe zu erdrücken. Das war immerhin eine Tatsache, wenn auch eine äußerst subjektive. Aber waren das nicht alle? Sie rastete den Filter in die Espressomaschine ein und stützte sich kurz ab. Anna sprang sofort auf.

»Geht es dir nicht gut? Was hast du?« Anna stand schon hinter ihr und hatte die Arme um sie geschlungen.

Während die Arme sie mit ihrem festen Griff schon wieder fast um die Luft zum Atmen brachten, dachte sie unwillkürlich: Endlich eine Gelegenheit! und erschrak sofort. Wie kann ich so zynisch sein? Sie will mir doch nur helfen. Ich bin unfair. Sie versuchte sich

aus der Umklammerung zu lösen. Annas Hände gaben sie nur langsam und unwillig frei.

Sie sah auf die Kanne, in der sich tröpfelnd die braune Flüssigkeit sammelte. Ein letzter Blick auf die Wand. Sie atmete tief ein und drehte sich um. Anna stand direkt vor ihr, Gesicht zu Gesicht, keine Entfernung mehr zwischen ihnen, nicht das kleinste bißchen Distanz. Die Panik machte sie für einen Moment bewegungsunfähig. Dann kämpfte sie dagegen an. Sie hob die Hände und schob Anna einen Schritt zurück, schlüpfte an ihr vorbei in Richtung Tisch. Griff nach der Packung und zündete sich endlich die ersehnte Zigarette an. Jetzt war die Distanz wiederhergestellt, denn Anna stand noch immer etwas verblüfft an der Espressomaschine. Automatisch drehte sie sich um und begann die Milch aufzuschäumen.

Wieder kam eine zynische Bemerkung in ihr hoch. Jetzt hat sie wenigstens das geschafft! Und eine Umarmung noch dazu, wenn auch noch so widerwillig. Sie schalt sich selbst erneut eine rohe Person, aber es nützte nichts. Sie konnte sich von ihren Gedanken nicht freimachen. Was soll's? Sie setzte sich und rauchte, während Anna den Kaffee in die Becher füllte und an den Tisch brachte.

»Danke.« Sie nahm den Becher und trank einen Schluck, wobei sie Anna über den Rand hinweg beobachtete. Anna tat so, als bemerke sie es nicht und sah für einen Augenblick wie unbeteiligt zum Fenster hinaus. Dann blickte sie wieder in ihre Richtung, in auffälliger Weise bemüht, nicht zu interessiert zu erscheinen.

Wie sollte sie nur anfangen? Sie hielt sich mit der einen Hand an der Zigarette und mit der anderen am Kaffeebecher fest. Es hatte keinen Sinn, es noch länger hinauszuschieben! Sie sah hoch und lächelte Anna an.

»Ich wollte nicht ...« Himmel nochmal! Warum war das so schwer? »Entschuldige bitte«, sagte sie leise.

Annas Hand schoß geradezu über ihre und umschloß sie. »Du brauchst dich doch nicht zu entschuldigen. Es war doch gar nichts.«

Nein! schrie es in ihr. Sie hat es schon wieder falsch verstanden! Ich reiche ihr nur den kleinen Finger und sie nimmt gleich die ganze Hand. Sie kann nicht anders. Jede kleinste Geste der Freundlichkeit von mir in ihre Richtung interpretiert sie als Zementierung der Beziehung, als Wiederaufnahme. Sie seufzte.

»Doch.« Sie sah Anna jetzt direkt ins Gesicht, ohne zu lächeln. Auch das war wahrscheinlich schon zu viel. »Es war etwas. Es ist etwas.« Sie bemühte sich, ihre Hand unter Annas wegzuziehen. Anna machte es ihr nicht leicht. Als sie es endlich geschafft hatte, sprach sie weiter. »Du weißt, daß da schon seit langem etwas ist.«

Anna verzog schmerzlich das Gesicht. »Da sind andere Frauen.« Ihre Verletztheit lag wie ein Panzer um sie herum. Ein Heiligen-schein, der sie unangreifbar machte, unangreifbar machen sollte.

»Ja!« Sie stieß es wütend und verärgert hervor. Als ob es darum ging! Anna hatte sie fast schon wieder in die Ecke getrieben. Sie war auf Verteidigungsposition, fing innerlich bereits an, sich zu rechtfertigen. »Aber darum geht es doch nicht.« Sie fühlte sich müde, obwohl sie noch gar nicht richtig angefangen hatte.

»Doch!« Anna konnte auch trotzig sein, wenn sie wollte. Dann war sie das Kind. »Für mich schon!«

Sie fühlte sich jetzt etwas sicherer. Sie mußte führen. Es war ihre Aufgabe, das Gespräch in die richtige Richtung zu lenken, das wußte sie jetzt. Anna würde ihr nichts abnehmen und ihr nichts erleichtern. Das konnte sie gar nicht.

»Das mag sein, aber dafür kann ich nichts.« Sie fühlte sich hart und böse. Das konnte sie auch nicht durchhalten. Sie ließ ihre Stimme sanfter klingen. »Es ist für uns beide schwer, nicht nur für dich, glaub mir das.«

»Ach ja?« Anna wollte ihre Trotzhaltung immer noch nicht aufgeben. »Du hast doch alles, was du willst. Deine Frauen, dein Leben, keine Verantwortung. Du bist allein und frei. Mich hast du doch sowieso schon in den letzten Winkel abgeschoben. Ich habe doch schon lange überhaupt nichts mehr von dir. Gar nichts!« Sie betonte die beiden letzten Worte wie einen lauten Paukenschlag.

Sie erschrak über die Heftigkeit von Annas Reaktion. Meistens war sie so beherrscht, daß man ihr das gar nicht zutraute. Aber sie hatte schon ähnliches mit Anna erlebt. In Situationen, für die sie kein Muster hatte, brach sie zusammen.

Sie protestierte. »Nein, ich habe dich nicht abgeschoben.« Sie machte eine Pause und fuhr schnell fort, bevor Anna antworten konnte, »Ich habe nur keine Beziehung mehr mit dir, keine Zweierbeziehung.« So, jetzt war es heraus! Sie ließ die Luft lang-

sam aus ihren Lungen entweichen. Die Anspannung hatte sie verkrampft.

Annas Reaktion war wenn möglich noch heftiger als zuvor. »Aber wir haben eine Beziehung! Wir sind seit über einem Jahr zusammen!« Es klang unwiderrufflich.

Sie beherrschte ihren ersten Impuls, sich zu rechtfertigen. »Möglicherweise hatten wir vor einem Jahr eine Beziehung, vielleicht auch noch bis zum letzten Sommer, aber jetzt haben wir keine mehr.«

Anna sah verkrampft und verletzt aus. Sie versuchte, zu begreifen, was sie gerade hörte, und konnte es nicht. »Und das bestimmst allein du?« Sie griff nach einem Strohhalm.

»Nein, das bestimmen du und ich und die Umstände und wer weiß-was-sonst noch alles. Aber Tatsache ist, daß eine Beziehung nicht zwischen einer Person bestehen kann, sondern mindestens zwischen zweien. Zweien, die dasselbe wollen«, fügte sie hinzu.

Wie konnte sie Anna etwas begreiflich machen, was sie selbst kaum verstand? Dieses langsame Absterben der Gefühle, wenn die Forderungen zu hoch wurden. Dieses Sich-nicht-mehr-wohlfühlen und es nicht sagen können. Dieses Sich-nicht-sicher-sein? Es war ihr ja selbst unheimlich, und sie glaubte am Anfang immer, daß es diesmal anders sein würde. Aber es war noch nie so gewesen. Würde es je so sein? Daran mochte sie jetzt überhaupt nicht denken. Sie konnte sich nur mit der konkreten Situation beschäftigen.

Sie sah Anna zusammengekrümmt auf ihrem Stuhl sitzen, wie wenn ein Schlag sie getroffen hätte. »Es tut mir so weh, wenn ich dich so leiden sehe.« Sie heulte schon fast bei dem Anblick. »Ich habe es immer und immer wieder hinausgeschoben, mit dir zu reden. Ich dachte, vielleicht kommst du von selbst, weil du es merkst. Aber du kamst nicht, so schlecht ich dich auch behandelt habe.« Sie hielt sich die Hand vor den Mund, um den Schluchzer zu unterdrücken, der in ihrer Kehle darauf wartete heraufzusteigen.

Anna blickte zu ihr auf. Es war fast unerträglich. »Kann es nicht sein, daß es nur eine . . . eine Phase ist?« Sie sah die Hoffnung in Annas Gesicht und fühlte den Stich im Herzen. »Etwas, durch das wir hindurch müssen, damit unsere Beziehung reift und tiefer wird?« Anna las die Frau-Irene-Antworten von den Knöpfen an ih-

rem Hemd ab. »Und wenn wir es dann geschafft haben, blicken wir zurück und lachen darüber.« Sie sah jetzt wieder in ihre Richtung, suchte in ihren Augen die Bestätigung.

»Mit zwanzig gemeinsamen Jahren vor uns?« Sie hörte, wie bitter ihre Stimme klang. Das hatte sie nicht beabsichtigt.

Anna schaute verständnislos. »Warum nicht?«

»Ja, warum eigentlich nicht!« Sie konnte die Verzweiflung kaum mehr zurückhalten und wurde laut. Ihre Stimme kippte beinahe um. »Oh Göttin, weil ich das nicht kann! Weil ich nicht die richtige Frau dafür bin – im Moment jedenfalls nicht! Weil es mich krank macht, an eine solche Zukunft auch nur zu denken! Krank und gefühllos.«

Anna hielt sich am Bekannten fest. »Das habe ich gemerkt«, sagte sie nun wieder etwas gefestigter.

»Ja, ich weiß, das hast du gemerkt, weil ich nicht mehr mit dir geschlafen habe. Aber du hast nicht darauf reagiert. Du hast einfach nur gelitten. Und umso weniger konnte ich das tun, was du von mir erwartet hast. Mittlerweile ist es so schlimm, daß ich deine Gegenwart in meinem Bett nicht mehr ertragen kann. Mir wäre es tausendmal lieber, wenn du auf dem Sofa schlafen würdest, wenn du hier übernachtetest. Aber ich wollte es dir nicht sagen, um dich nicht zu verletzen. Wie so vieles.« Und nun kam es in einem einzigen Schwall heraus, weil sie es so lange angestaut hatte.

»Aber du hast mich pausenlos verletzt! Was hätte das da noch ausgemacht?« Annas Stimme schwankte. Sie konnte die Tränen beinahe nicht mehr zurückhalten.

»Ja, ich weiß.« Sie fühlte sich so elend, daß sie es kaum sagen konnte. »Aber ich wollte es nicht. Ich wollte es nicht mit Absicht tun.«

»Mit Absicht? Heißt das, alles andere war unabsichtlich?« Anna glaubte ihr nicht, das sah sie ihr an.

»Ja . . . , nein . . . , ach ich weiß es doch selber nicht!« Sie sah durch ihre eigenen Tränen Annas sich ihre Spur über deren Gesicht suchen. »Ich wollte dir nicht weh tun. Ich wollte dir nie weh tun – und ich habe immer mehr gemerkt, daß dich jedes Wort und jede Geste von mir verletzt. Wie sollte ich das vermeiden? Nicht mehr reden? Nicht mehr aufstehen? Keine Bewegung mehr machen?«

Sie sah ihre eigene Argumentation mit Annas Augen. Liebe mich doch einfach – dann ist das alles kein Problem mehr, schienen sie zu sagen. Ja, das wäre so einfach! Wenn es so einfach wäre!

Sie beugte sich vor. »Anna, ich mag dich sehr gern! Auch wenn du das jetzt nicht glaubst oder Beweise dafür von mir verlangst, die ich dir im Moment nicht geben kann. Ich will nicht, daß du mich haßt, nur weil ich dich nicht so lieben kann wie du mich.« Sie nahm Annas Hände und drückte sie. Diesmal entzog Anna sie ihr.

»Ich liebe dich doch so sehr«, sagte sie verzweifelt. Sie legte ihren Kopf in die Hände und weinte.

Sie wischte sich die Tränen aus den Augenwinkeln und lehnte sich wieder zurück. »Ja, ich weiß«, sagte sie sanft. »Und das ist es ja gerade, was ich nicht ertragen kann.«

Anna hob den Kopf ein wenig. »Ich könnte mich doch zurückziehen. Ich könnte nur noch zu dir kommen, wenn du mich anrufst. Und sonst lasse ich dich in Ruhe. Dann kannst du entscheiden, ob du mich sehen willst oder nicht.« Sie suchte nach einer Lösung, die die Endgültigkeit der Entscheidung aufschob.

»Das haben wir doch schon die ganze Zeit getan. Und du hast darunter gelitten. Und es als eine Beziehung auf Warteposition betrachtet. Aber ich will nicht, daß du auf mich wartest! Ich kann das nicht ertragen, versteh das doch! Ich leide genauso darunter. Ich komme mir unehrlich vor. Dir und den anderen gegenüber. Sogar mir selbst gegenüber!«

Mit zunehmender Heftigkeit waren die Worte aus ihr hervorgebrochen. Wie brutal mußte sie es denn noch formulieren? Jede Versicherung der Zuneigung nährte sofort wieder die Hoffnung in Anna, daß der augenblickliche Zustand nur ein vorübergehender sei.

»Den anderen gegenüber? Welchen anderen?« Anna hatte sich das herausgepickt, was sie am meisten interessierte.

»Du weißt, daß ich dir das nicht sagen kann und werde. Das hat nur mit uns beiden zu tun. Aber ich kann dir zum Beispiel sagen, daß es mich stört, wenn wir am Freitagabend zusammen aus der Gruppe gehen, und alle glauben, daß wir miteinander schlafen, daß wir eine feste Beziehung haben.«

»Was macht das schon?« Anna hatte sich wieder etwas beruhigt und versuchte sich zu fassen. »Oder ist eine andere Frau in der

Gruppe, mit der du dich lieber zeigen würdest?« Sie hatte einen Teil erfaßt, aber das dürfte sie auf keinen Fall merken!

»Darauf kommt es nicht an. Aber ich möchte gern zu dem stehen, was ich tue. Und das heißt, auch zu dem, was ich nicht tue. Es liegt mir nicht, diesen falschen Eindruck immer wieder zu bestätigen, ohne es zu wollen.« Die Gefahr hatte sie gut umschifft!

»Gut, dann mach es doch so. Du kannst doch einfach allen sagen, daß du mich abserviert hast, und dann kannst du mit deiner neuen Liebsten rumschmusen, so viel du willst.«

Das konnte sie eben nicht! Aber das war auch nicht der Punkt. »Wenn es mir darum gehen würde, würde ich es tun. Ich könnte auch mit dir schlafen, wenn ich nicht sehen würde, daß das für dich eine Bestätigung dafür ist, daß wir eine Beziehung miteinander haben.«

Das nahm Anna den Wind aus den Segeln. Sie schluckte. »Du meinst, du hast es nur deshalb nicht mehr getan, weil ich mich so verhalten habe?«

»Ja, das war ein entscheidender Grund.« Jetzt ging es wieder um sie beide.

»Das verstehe ich nicht.« Anna sah zunehmend verwirrt aus.

»Ja, ich weiß, daß du das nicht verstehst. Deshalb habe ich es bis jetzt ja auch nie von dir verlangt. Für dich ist es gerade umgekehrt, nicht wahr?« Das konnte nichts anderes als verwirrend sein. Manchmal verwirrte es sie ja selber. Aber eigentlich fand sie es normal. Normal für sich, nicht unbedingt für andere. Die mußten es ja nicht akzeptieren.

Aber die Frau, die mit ihr zusammen sein wollte, mußte es tun. Und vor allen Dingen mußte sie es verstehen. Das würde Anna nie können, wie sie sich selbst gegenüber zugeben mußte. Sie hatte einen so großen Teil ihrer Lebenszeit in einer einzigen Beziehung zugebracht, daß es ihr nicht anders als richtig erscheinen konnte. Sie hatte schon erkennen müssen, daß sie sich für eine wirklich befriedigende Beziehung einen Partner mit dem falschen Geschlecht ausgesucht hatte. Das war ihr sicher schwer genug gefallen, auch wenn ihre Verliebtheiten in Frauen ihr zur Gewohnheit geworden waren.

Aber es besteht eben ein großer Unterschied zwischen Verliebtheit und dem Miteinanderleben. Anna hatte gemeint, nun ihre Er-

fahrungen mit einer Frau fortsetzen zu können. Damit war das Problem Mann aus dem Weg, und warum sollte es nicht funktionieren, wenn sie die richtige fand? Und die richtige konnte doch nur die sein, in die sie sich verliebte, oder nicht?

Das war ein einfaches System. Aber es hielt nicht, was es versprach. »Ich weiß, das ist mein Problem. Ich will dich auch nicht dazu zwingen, irgend etwas zu akzeptieren, was du nicht kannst. Ich will dich zu überhaupt nichts zwingen. Das wollte ich nie. Aber ich will mich auch nicht mehr zu irgend etwas zwingen lassen.« Sie konnte es nicht erklären, und wenn sie es noch so sehr versuchte!

»Aber dich zwingt doch niemand zu irgend etwas.« Die Fragezeichen auf Annas Stirn wurden tiefer.

Sie atmete tief ein und aus. »Nein, du hast recht. Mich zwingt niemand, eine feste Beziehung zu haben oder keine, mit meiner Freundin zu schlafen oder nicht, mir Gedanken darüber zu machen, ob ich irgend jemand verletze. Das bin alles nur ich selber. Und vielleicht stehe ich mir selber am meisten im Wege. Aber das kann ich im Moment nicht ändern. Niemand kann das. Auch du nicht. Und ich will einfach nicht, daß du noch länger darunter leidest. Ich will einfach nicht!«

Sie konnte sich nicht erinnern, sich je so echauffiert zu haben. Nicht auf diese entschiedene Art. Vielleicht war das ja schon ein Schritt in die richtige Richtung?

Anna war jetzt sehr bleich im Gesicht, aber ruhig. »Du willst also, daß ich gehe und dich in Ruhe lasse?«

Sie sah Anna an, konnte sich gut an ihr Gesicht erinnern in anderen Situationen, liebevollen Situationen, die nichts mit dieser hier gemein hatten. Wie gern hätte sie ihr das gegeben, wonach sie so sehr verlangte. Aber sie konnte nicht. Und es würde nichts ändern.

»Ja. Ja, das will ich.« Wie das herunterfallende Messer der Guillotine klang ihre Stimme für sie.

»Gut.« Anna erhob sich. Sie war etwas wackelig auf den Beinen, aber das ging schnell vorbei. Sie drehte sich halb um und nahm ihre Jacke vom Stuhl. Sie zog sie an. Mit genau den gleichen kontrollierten Bewegungen wie immer. »Dann gehe ich jetzt.«

Sie wollte nach ihrem Arm greifen, wollte ihr sagen, wie leid es ihr tat. Aber das hätte nur wieder zu Mißverständnissen geführt,

also ließ sie es sein. Bitte, sei mir nicht böse. Jedenfalls nicht auf immer und ewig. Und bitte hasse mich nicht dafür, daß ich dir nicht das geben kann, was du brauchst. Ihr innerliches Flehen verhallte in ihrem Kopf. Du kannst es mir ja auch nicht geben, und ich mache dir keinen Vorwurf daraus. Es ist halt so, wie es ist. Hätte ich ihr das alles jetzt sagen sollen? Sie blickte um sich. Anscheinend war sie vollkommen versunken gewesen. Anna war fort, ihre Sachen verschwunden. Dann hörte sie, wie die Tür ins Schloß fiel. Sie krümmte sich auf ihrem Stuhl zusammen, legte den Kopf auf die Arme und weinte.